

Wie wächst ein Senfkorn?

Der Wunsch nach einer Wirtschaft ohne Wachstum fordert den christlichen Glauben heraus

Von Christoph Fleischmann

Das Senfkorn ist der kleinste von allen Gemüsesamen. Er wird zum großen Strauch, in dem sogar Vögel nisten können. Auf diese Weise überragt er die anderen Gemüsesorten im Garten: So ist es mit dem Reich Gottes. Das kurze Gleichnis Jesu, das die drei ersten Evangelisten recht übereinstimmend berichten, scheint völlig klar: Aus dem kleinsten Anfang wird das Größte. Aus der kleinen Schar der Jünger Jesu verbreitet sich das Reich Gottes unaufhaltsam immer weiter. Es ist ein Bild der Hoffnung auf Wachstum.

Durch die Verkündigung Jesu war die Hoffnung auf das Kommen Gottes in der Welt. Und damit sei die Vorstellung eines linearen Zeitverständnisses geboren worden. Die Zeit, so argumentieren viele Historiker und Theologen, sei fortan nicht länger durch die ewige Wiederkehr des Gleichen bestimmt. Die Erwartung des radikal Neuen habe den Rhythmus von Werden und Vergehen durchbrochen und lasse den Menschen kontinuierlich nach vorne schauen: dorthin, wo das Reich Gottes bereits als ein Friedensreich aufstrahle. Das Reich Gottes sei ja schon da. Es breite sich aus, langsam, aber unaufhaltsam.

In der Hoffnung liege die tiefste Verbindung zwischen christlichem Glauben und linearem Zeitverständnis. Aus beiden speise sich auch der moderne Fortschrittsoptimismus, der quasi eine säkularisierte Version der christlichen Hoffnung sei: So sei es durchaus christlich, in dem ganzen »Mischmasch von Irrtum und Gewalt« der Weltgeschichte irgendeine Art von Fortschritt zu finden.

Was aber, wenn die Hoffnung auf ein besseres Morgen verblasst? Der Zukunftsforscher Werner Mittelstaedt fragte zwischen 2004 und 2006 rund 200 Personen, ob sie glaubten, dass die Welt immer besser geworden sei: Siebzig Prozent antworteten mit Nein, zwanzig Prozent, meist nach längerem Überlegen, mit Ja und zehn Prozent gaben keine Antwort. Das Gefühl greift zumindest in unseren Breiten um sich, dass es kein besseres Morgen gibt. Die christliche Hoffnung kann also – anders als noch in den 1960er-Jahren – nicht mehr an einen fraglosen Zukunftsoptimismus andocken.

Der wichtigste Motor dieser positiven Zukunftserwartung war in den zwei bis drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg zweifellos der wirtschaftliche Aufschwung in Westeuropa. Doch der ist mittlerweile zum Problem geworden. Das Wirtschaftswachstum kann in einer endlichen Welt nicht unendlich weitergehen, die natürlichen Ressourcen erschöpfen sich in absehbarer Zeit. Papst Franziskus mahnt darum in seiner jüngsten Enzyklika an, dass die westlichen Industrieländer eine Rezession, also die Schrumpfung der Wirtschaft, akzeptieren sollten. Die Menschen dort verbrauchten so viel an Ressourcen und produzierten so viele Schadstoffe und Müll, dass unmöglich alle Menschen auf dem Planeten so leben könnten wie die Menschen auf der nördlichen Halbkugel. Wir sollen abnehmen, damit die anderen zulegen können – das ist die Botschaft des Papstes. Sie leuchtet ein. Denn auch die Protagonisten der Postwachstumsbewegung fordern Maßhalten und Verzicht. Sie argumentieren: Entweder wir stellen uns darauf ein, oder es wird uns in einer Katastrophe kalt erwischen.

Wie soll man ein Schrumpfen organisieren?

Nun könnte man sagen: Fast niemand behauptet, dass das Reich Gottes parallel mit der Wirtschaft wächst. Eine direkte Verbindung zwischen individuellem Wohlstand und Gottes Segen wird zwar in vielen Pfingstgemeinden weltweit vertreten, bei uns ist diese Position aber kaum heimisch. Im Gegenteil: Die meisten Christen würden hierzulande wohl zustimmen, dass es auch mit weniger Gütern ein Mehr an Gerechtigkeit, Gemeinschaft und – vielleicht auch – Glück geben kann. Zumindest theoretisch. Wie das praktisch aussehen soll, ist schon schwieriger zu sagen. Und es gibt wohl auch noch keine Theologie, die zu einer Forderung nach weniger Wachstum passt.

Fest steht: Auch die Christen hängen als Bürger in dem auf Wachstum ausgerichteten System voll drin; privat und institutionell. Die Kirchen finanzieren sich durch Kirchensteuer, die bei Wirtschaftswachstum steigt. Die Pfarrpensionen werden auch über die Börsen finanziert, und die kirchlichen Finanzchefs hoffen auf eine Verzin-

sung von drei bis fünf Prozent. Selbst eine kontrollierte Rezession würde den Abbau von Stellen und das Aufgeben von kirchlichen Arbeitsbereichen bedeuten, was ohnehin in Erwartung magerer Jahre in vielen Kirchen bereits exekutiert wird. Klingt nicht nach mehr, sondern eher nach weniger Reich Gottes. Doch die Verbindung von Religion und Wachstumshoffnung reicht weiter als

in die Organisation von Kirchen. Denn die christliche Hoffnung auf Gott, der den Menschen sozusagen aus der Zukunft entgegenkommt, entspricht just jener Zeitvorstellung, die auch der Kapitalinvestition zugrunde liegt und ein stetiges Wachstum der Wirtschaft erzwingt.

Gott und Kredit

Diese These klingt erst einmal gewagt. Denn die kritischen Theologen, die sich seit den 1960er-Jahren für eine aktive Zukunftsorientierung des christlichen Glaubens eingesetzt haben, wollten die christliche Hoffnung gerade nicht an die menschliche Fortschrittsgeschichte ausliefern. Im Gegenteil: Sie haben die Logik, wonach alles sich aus dem Bestehenden kontinuierlich weiterentwickle, scharf und in politischer Absicht kritisiert. So wollten sie gerade nicht das Gewordene »heilig« sprechen, sondern das Neue ermöglichen. Das Neue, so formuliert es Jürgen Moltmann, der »Theologe der Hoffnung«, ergebe sich nicht aus dem Bestehenden, sondern werde von Gott ermöglicht, der den Menschen aus der Zukunft entgegenkomme. Nicht mehr die Vergangenheit bestimme die Möglichkeiten der Gegenwart, sondern »die messianische Zukunft Gottes« gewinne »Macht über die Gegenwart«.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Kapitalinvestition, die unserem Wirtschaften zugrunde liegt: Sie zieht Möglichkeiten aus der Zukunft in die Gegenwart. Diese ist dadurch nicht mehr nur durch die vorhandenen Mittel bestimmt. Der Kredit, den eine Bank vergibt, ist nicht die Einlage von Sparern. Die Bank verschiebt das Geld nicht einfach von einem Konto zum anderen. Sie schafft mit der Kreditgewährung vielmehr neues Geld, dessen Wert dann in der Zukunft eingelöst werden muss. Diese Erkenntnis setzt sich langsam auch bei Wirtschaftstheoretikern durch. Wenn etwa ein Unternehmer einen Kredit aufnimmt, kann er eine Produktion beginnen und muss mit den produzierten und verkauften Gütern den Wert des vorgestreckten Geldes überhaupt erst erwirtschaften. Für den Kreditnehmer vergrößern sich so die gegenwärtigen Möglichkeiten durch neues Geld, das ihm aus der Zukunft entgegenkommt.

Ähnlich ist es mit Aktien: Sie spiegeln nicht den gegenwärtigen Wert eines Unternehmens wider, sondern die Erwartungen der Aktienbesitzer über den zukünftigen Wert des Unternehmens. Diese Zukunftserwartung

ist aber heute schon handelbar. Der Soziologe Wolfgang Streeck brachte dieses Leben aus der Zukunft auf den Punkt: »Kapitalismus ist dynamischer als andere ökonomische Systeme, weil er Wege gefunden hat, Versprechungen und Erwartungen in gegenwärtig verfügbare Ressourcen zu verwandeln; so erlaubt er es der Wirtschaft zu jeder Zeit, mehr zu investieren und zu konsumieren, als sie bereits produziert hat.«

Doch das Geld aus der Zukunft eröffnet nicht nur neue Möglichkeiten. Es kann auch zu einer Last werden. Kredite können die Gegenwart belasten und die Zukunft verbauen. Das Versprechen von immer neuen Möglichkeiten aus der Zukunft kann die Unsicherheit der Zukunft nicht beseitigen: Wenn das Projekt, für das ein Kredit aufgenommen wurde, scheitert, werden die Schulden zur Last. Für die mittelalterlichen Theologen und noch für Martin Luther waren Zinsgeschäfte unter anderem deswegen verdächtig, weil sie mit der Zeit rechneten. Diese jedoch war ihrer Ansicht nach für den Menschen unverfügbar – und sollte es auch bleiben. Die Zukunft galt als Gottes Land. Das markierte eine ethische Grenze: Weil kein Mensch seines Lebens auch morgen noch gewiss sein könne, lehnte Luther es ab, dass Christen Finanz-Bürgen werden: »Steht alles in Gottes Hand alleine, der nicht haben will, dass wir ins Künftige ein Haar breit Macht oder Recht haben.«

Heute sehen wir, was das völlige Ignorieren dieser aus dem Glauben kommenden Grenze angerichtet hat. Wir haben nicht nur die ökologischen Ressourcen für die kommenden Generationen verbraucht. Wir haben – noch umfassender – die Zukunft verbraucht durch Schulden und Geldvermögen, die sich immer weiter aufhäufen. Die Vermögen der einen sind die Schulden der anderen. Alles Vermögen hat einen Anspruch auf eine Einlösung in der Zukunft. In dieser Logik liegt die Belastung für Mensch und Natur. Die Menschen müssen arbeiten, und die Naturgüter werden verbraucht, um die erwartete Vermehrung des Geldes zu erwirtschaften. Jeder neue Kredit und jede »quantitative Lockerung« der Geldmenge wird diese Last weiter vergrößern. Und weil die Menschen intuitiv spüren, dass die Ressource Zukunft schon recht verbraucht ist, erwarten sie schon gar keine Verbesserungen mehr für sich oder ihre Kinder.

»Ihr aber glaubet« – so lautete der Titel einer Tagung der *Kulturstiftung des Bundes* über »Wachstumsdenken und Religion« in Köln. Dabei zeigte sich ein Interesse vieler Sozial- und Kulturwissenschaftler an der Religion – ob die wohl eine Alternative zur Wachstumsfixierung fördern könne? Aber die geladenen Theologen schienen auf diese Fragen noch kaum vorbereitet. Erinnert wurde immerhin an die Kategorie der Unterbrechung als Wesensmerkmal der Religion. Es gehe darum, Institutionen der Unterbrechung zu finden, um die sich anhäufenden Lasten erst mal zu stoppen und vielleicht zu vermindern: Der Berliner Kulturwissenschaftler Thomas Macho schloss dabei an die jüdische Tradition des biblischen Jubeljahres an, das ursprünglich mit Schuldenerlass und einer Neuverteilung der Produktionsmittel einherging. Davon ausgehend regte Macho an, Vererbungen einzuschränken, um die Bildung großer Vermögen zu begrenzen. Es müsse darum gehen, das Gewicht der Vergangenheit zu verringern und damit die Möglichkeiten zu vergrößern, ein Anderer zu werden, so Macho. Denn das Pathos von der messianischen Zukunft, die Macht über die Gegenwart habe, hilft nicht weiter, wenn reale Zwänge aus der Vergangenheit uns binden.

Ein Denkmodell, das ebenfalls weiterhelfen könnte, ist das Bild vom Senfkorn. Wie wächst ein Same? Weder stetig noch unendlich. Der Gärtner und Landschaftsarchitekt Gilles Clément beschreibt es in einer kleinen Programmschrift, die kürzlich auf Deutsch erschienen ist, so: Ein Same könne ruhen über Wochen, Monate oder Jahre; er warte auf den rechten Augenblick: »Wie widersteht das Samenkorn über Jahrzehnte den Bedingungen der Wüste, um plötzlich bei einem Regen zu erblühen? Wie geduldet es sich tief im Boden und wartet auf ein Umgraben (die Arbeit eines Maulwurfs?), um sich zu entwickeln?« Es kommt auf den rechten Augenblick an, auf die günstigen Bedingungen in der Gegenwart (nicht auf die imaginierten Möglichkeiten aus der Zukunft). Der Senfstrauch wächst im Rhythmus der Jahreszeiten. Sein Wachstum ist nicht unendlich, sondern er ist irgendwann ausgewachsen. Das Senfkorn legt

Ein Same wächst im Rhythmus

der Jahreszeiten.

Das Senfkorn legt also

ein anderes Zeitbild nahe

als das des linearen

Fortschritts

also ein anderes Zeitbild als das des linearen Fortschritts nahe. Wenn man sich die Geschichte des Christentums näher betrachtet, so erkennt man, dass in ihm stets unterschiedliche Zeitvorstellungen kultiviert wurden.

Gleiches gegen Gleiches tauschen

Immer gab es auch zyklische Zeitvorstellungen, etwa die Dramatisierung des Kirchenjahrs, oder Vorstellungen von einer befristeten Zeit (Endzeit). Die Spiritualitätsgeschichte des Christentums kennt Zeiten der Umkehr und des Verfalls ebenso wie das Warten auf den richtigen Augenblick, den Kairos. Für das Reich Gottes kann es also auch Dürreperioden geben oder das Drängen angesichts eines nahen (und katastrophalen) Endes.

Und der Rhythmus des Immergleichen kann ein Element sein, das Ruhe und Gelassenheit mit sich bringt.

Und die Wirtschaft? Für Clément ist das kleine Samenkorn auch »das spektakulärste Beispiel einer perfekten und vollständigen Ökonomie«. Eine dringend notwendige neue Form des Wirtschaftens müsse – genau wie das Samenkorn – den Austausch aus den Bedingungen vor Ort organisieren und nicht die lokale Situation einem globalen (Fortschritts-)Schema unterwerfen und sie darauf hin ausrichten. Die vom Samen lernende Ökonomie zeichne sich durch »Nichtverschuldung« aus: Die bestehe darin, »den Input und Output von Wasser, mineralischen Salzen und Sonnenenergie so zu verwalten, dass sie sich ausgleichen, ohne ein Defizit zu schaffen, indem sie entsprechend den Angeboten und Bedürfnissen zunehmen oder abnehmen«, so Clément.

Clément spricht bewusst vom »Verwalten«. Er denkt nicht an eine vermeintlich »natürliche« Wirtschaftsordnung oder eine unsichtbare Hand des Marktes, sondern an lenkende Arbeit von Menschen. Es geht bei der Nichtverschuldung um Gerechtigkeit in Austauschprozessen: dass keiner auf Kosten eines anderen oder auf Kosten der Natur lebt. Vielmehr müsste Gleiches gegen Gleiches getauscht werden. Genau das aber wird bei der Kapitalinvestition permanent verletzt, weil der Investor weniger gibt, als er zurückerwartet. Zur Rechtfertigung dieses ungleichen Tausches verweist er auf die Zukunft, aus der doch vermeintlich beiden, Kreditgebern wie Schuldern, ein Gewinn zuwachse.

Eine Wirtschaft, die Gleiches gegen Gleiches tauscht und keine in der Zukunft einzulösende Verschuldung aufbaut, wird sicher weniger wachsen; das heißt, in einer Umstellungsphase würde die Wirtschaft erst mal schrumpfen. Aber so würde die Zukunft geschont. Für solch eine Wirtschaft praktikable Formen zu finden wäre eine lohnende Aufgabe. Zu Beginn stünden wohl erst einmal Unterbrechungen, die die Lasten für uns und die Kommenden verringern. Vielleicht ist der günstige Moment dafür nicht mehr fern. ◆

Auch die Christen hängen
als Bürger in dem auf
Wachstum ausgerichteten
System voll drin: privat und
institutionell. Die Kirchen
finanzieren sich durch
Kirchensteuer, die bei
Wirtschaftswachstum steigt